

Die Tränengruben der Trughirsche

Wenn der Liebesnacht ein Diskurs im Weg steht:
Zwei aktuelle Bände von Sylvia Geist und José F. A. Oliver provozieren die Frage, warum manche Gegenwartslyrik einen so umständlichen Umgang mit der Welt pflegt. Hat sie Angst vor dem Leben?

Von Texten erwartet man im Alltag, dass sie Kohärenz besitzen, also grammatisch und semantisch einen Zusammenhang bilden, und dass sie sich in direkter oder indirekter Weise auf eine uns bekannte Welt beziehen. Literarische und besonders lyrische Texte haben in dieser Hinsicht erhebliche Freiheiten und beziehen daraus einen Teil ihres Reizes. Sie können die Kohärenz lockern und bisher unbekanntes Zusammenhänge herstellen, und sie können mit dem, was wir für Welt halten, spielen, es undefinieren und in ein neues Licht rücken. Im 20. Jahrhundert wollte man durch solche sprachlichen und gedanklichen Verfremdungen überhaupt erst wieder zu einer vollen Wahrnehmung von Wirklichkeit gelangen: „Gerade um das Em-

Hier treten Probleme auf, die für einen größeren Teil der Gegenwartslyrik kennzeichnend sind und denen es deshalb nachzugehen lohnt: Die Kohärenz wird so stark gelockert und Referenz so weitgehend eingestellt, dass man für die meisten Gedichte der beiden Bände überhaupt nicht sagen kann, worum es geht. Nun kann man einwenden, dass man auch beim Lesen des späten Celan nicht im herkömmlichen Sinn sagen kann, worum es geht. Aber im Fall Celans oder auch Bachmanns waren die ästhetischen Wirkungen so stark, dass man die Frage nach Sinn oder Welt vergessen mochte, und zudem standen diese Gedichte sichtbar in historischen Zusammenhängen (Holocaust, hochgerüstete Nachkriegswelt), die sie als indirekte Aussagen über Ereignisse oder Entwicklungen lesbar machten. Eine solche existentielle, politische oder sonstige Dringlichkeit fehlt einer Gegenwartslyrik, die Verfahren wiederholt, diese weiter zu steigern versucht und dabei in Absurditäten gerät.

Sylvia Geist setzt jene Genitivmetaphern ein, die bei Bachmann großartig klangen: „auf der Spreu des Hohns, im Herbstmanöver der Zeit“. Bei Geist findet man nun: „Subkontinent der Sofas“ oder „Hotspots der inneren Besichtigung“ oder als Satzmetapher: „Vormittage, die dich mit ihrem Kristall / aus dem Koma schneiden“. Oliver knüpft an Kling und Jandl an, ohne dass noch die Notwendigkeit deutlich wird, Sprachverfremdungen einzusetzen, denn neben Bochum werden auch Köln und Essen mit diesen Verfahren überzogen, dann geht es an den Inn, schließlich zum Eyjafjallajökull und zurück nach Günzburg, und überall liegt die einstmalige experimentelle Sprache gut geölt griffbereit.

Manchmal hat man den Eindruck, dass die Autoren geradezu Angst vor dem Leben haben. Geist beginnt ein Gedicht, in dem vom abendlichen Kochen die Rede sein soll, und so kommt Sinnlichkeit ins Spiel. Aber schon nach wenigen Versen setzt die präntöse Rede ein, befinden sich „Süßkartoffeln, Bohnen und Knoblauch“ in einer „prekären Freundschaft“, und dann wird der Tisch auch schon wieder abgedeckt, wandert das Gedicht zu einem Leuchtturm, der nicht funktioniert, erklärt uns, dass wir „schüchterner Gast in einem anderen Körper“ seien, um schließlich in der „Milchstraße“ zu enden. Oliver wiederum nennt ein Gedicht „Liebesnacht“, um doch wieder nur im Diskurs zu landen: „sprach wir ganz ohne / sprach & domizil“.

An die Stelle des Weltzugriffs tritt etwas anderes, und das ist die Binnenkommunikation. Der Band „wundgewähr“ ist übersät mit Widmungen, Zitaten und Verweisen. Das mit Fußnoten versehene Gedicht „blick auf die Moldau“ belegt nicht nur Celan-Zitate, sondern auch den „Eintrag von Veia Kaiser ins Stipendiaten-Buch im Gästedomizil des Prager Literaturhauses deutschsprachiger Autoren“. Weiterhin besitzt es ein Motto von Friederike Mayröcker und ist „Libuse und Tilman“ gewidmet. Bastionen der Intertextualität sichern die Gedichte gegen das Leben da draußen ab. Der Band „Fremde Felle“ enthält allein sieben Gedichte, die „im Rahmen des von Chris-

toph W. Bauer kuratierten Projekts Netzwerk: Poesie 2016 im Literaturhaus Niederösterreich als Antworten auf Gedichte anderer Teilnehmer“ entstanden sind. Der Himmel schütze die Gegenwartslyrik vor Projekten solcher Art! Weiterhin werden Stipendiaufenthalte in Krakau und in Dänemark bedichtet. Das alles wird routiniert wie ein Pflichtprogramm abgespult, weil weder die Sprache noch die Welt Widerstand leisten: „Ich liebe den Essigbaum, der unter falschem Namen lebt, / den Trughirsch ohne Tränengruben und Besinnung.“ Ob das gelungen oder misslungen ist: Dafür gibt es kein Kriterium mehr.

Dass es auch ganz anders geht und dass man aus der Esoterik auch wieder herauskommt, zeigt glücklicherweise José Oliver in anderen Gedichten. Zwei Antriebe sind es, die die Verse pulsieren lassen. Oliver wurde spanisch- und deutschsprachig groß, und die Erfahrung des Deutschen als einer auch fremden Sprache wirkt bis heute nach. Dann praktiziert er eine lustvolle Mehrsprachigkeit, die den Leser in einen Zustand des befreiten Durcheinanders versetzt, in jene ursprüngliche „schöne Verwirrung der Fantasie“, wie Friedrich Schlegel es nannte.

Und schließlich kreisen einige sehr eindringliche Gedichte um den Tod eines nahen Menschen, man denkt an den Verlust eines Vaters. Der kleine Zyklus „heimweh“ erinnert an ganz alltägliche Handlungen des Vermissten, „wie er das auto wusch“, in welchem Ton er nachfragte, „wie war's?“, an sein oft wiederholtes „vielleicht“. Und im Gedicht „not & gebet“ wird am Ende mit der Sprache der Herzschlag des Toten nachgeformt, „& höre dich doch / & und höre dich nach / & höre dich fort“.

Vielleicht können Gedichte genau das eben besonders gut, und vielleicht sollte man dieses Terrain nicht preisgeben, sondern über die Zäune der Abstraktion und der Selbstbezüglichkeit steigen, um zu sehen, was dahinter eigentlich so los ist? DIRK VON PETERSDORFF



Sylvia Geist:
„Fremde Felle“.
Gedichte.

Verlag Hanser Berlin,
Berlin 2018. 96 S., geb.,
18,- €.



José F. A. Oliver:
„wundgewähr“.

Verlag Matthes & Seitz,
Berlin 2018. 224 S.,
geb., 24,- €.

pfinden des Lebens wiederherzustellen, um die Dinge zu fühlen, um den Stein steinern zu machen, existiert das, was man Kunst nennt“, erklärte der Kunsttheoretiker Viktor Šklovskij. In der deutschsprachigen Lyrik waren es Autoren wie Paul Celan, Ernst Jandl oder Thomas Kling, die einen solchen Weg gingen, dabei Antrieben existentieller Art und philosophischen Ideen folgten, oder auch den Versuch unternahm, Erfahrungen von Krieg und Gewalt überhaupt sagbar zu machen. Dabei setzten sie erhebliche ästhetische Reize ein, rhythmisierten ihre Sprache, kombinierten Bildelemente neu und waren gelegentlich auch einfach witzig („Ottos Mops“).

In dieser Tradition stehen Sylvia Geist und José Oliver. Celan und Kling werden zitiert und stehen Pate, für Sylvia Geist ist Ingeborg Bachmann offenkundig ein Vorbild. Ein Gedicht von Sylvia Geist setzt so ein:

*Nach der Uhr ist es teichgelb.
Sonnens kippt aus der Tasse das
Tee, kleines Weiß daneben
Mehl, Mulch. Mich beinah.*

Ein beispielhaftes Gedicht von José Oliver mit dem Titel „Boch um, etc.“ beginnt so:

*so zonen
tod der fußgänger / 1
beinbettler streckt münzgeld. Hinkt
Douglas Subway dem bettel nach
& geschleckte währung
hin & wechselt her vorüberheiten,
u. a. exponiert*